

## I. Rede am 15. October 1841.

Zum ersten Male, hochgeehrte Anwesende, theure Amtsgenossen und geliebte Schüler, versammelt uns der heutige Tag in diesen Räumen zur gemeinschaftlichen Erhebung und Belebung unseres vaterländischen Gefühles, zum Austausch unsrer Freude und zur Ermunterung zum Danke gegen Gott, der segnend und schützend über dem theuern Haupte des Königs gewaltet hat. Im vorigen Jahre wurde dieser Tag durch die denkwürdige Huldigungsfeierlichkeit in der Hauptstadt der Gegenstand der Aufmerksamkeit der gesammten gebildeten Welt; heute wird er sicherlich minder glänzend und geräuschvoll begangen; aber darum braucht die stille Feier doch nicht minder herzlich zu sein! Wir beginnen mit dem heutigen Tage in unserm Schulkreise eine Feier des 15. Octobers, die nun an die Stelle der Feier des 3. Augustes getreten ist; aber wir können unmöglich — und wollen und sollen es auch wahrlich nicht — den neuen Feierkreis beginnen, ohne noch einen Blick der Liebe und Wehmuth auf den im vorigen Jahre abgeschlossenen Festkreis fallen zu lassen. Wir können ja Friedrich Wilhelm den Dritten nicht so bald vergessen, und es wäre sehr schlimm, wenn Er schon jetzt aus unsern Herzen ausgetilgt wäre. Wie schön und strahlend ein heiterer Morgen auch sein mag; das Herz hängt dennoch auch mit Freude und Wohlgefallen an der Erinnerung eines schönen vergangenen Tages, und der Ueberblick über ein vollendetes Werk giebt wohl noch größere Befriedigung, als die Anschauung der Anfänge der Ausführung auch des großartigsten Planes. Also nur Undank oder Unbesonnenheit oder der käufliche Wankelmuth, der nur das verehrt und preist, was ihm noch nützen kann, und das, was ihm genügt hat, wie ein verbrauchtes Werkzeug wegwirft, kann Friedrich Wilhelm's des Dritten segensreiche 43jährige Regierung über den hoffnungsreichen Anfängen Friedrich Wilhelm's des Vierten vergessen, und für Herzen, die ihre ganze Lebenszeit hindurch jenes ehrwürdige Königsbild mit Treue und liebender Verehrung bewahrt und gehegt haben, bedarf es offenbar einer längern Gewöhnung, bis die Saiten zarter Wehmuth aufhören am Geburtstage des Königs in ihnen anzuklingen. Sicher werden auch diejenigen, die der Erinnerung an den alten guten König am längsten treu bleiben, dem neuen Herrscher die treuesten sein, während die, welche den Jetztregierenden von vornherein so über den altbewährten König und Landesvater stellten, als habe der dritte Friedrich Wilhelm nichts gethan, was nicht der Vierte in wenig Wochen unendlich besser gestalten könnte, ihre Anhänglichkeit an Friedrich Wilhelm den Vierten gewiß nicht lange bewahren werden, (wenn sie es bis jetzt gethan haben sollten) — denn solche Hinneigung zu einem neuen Herrscher ist nichts anderes, als unbesändige Sucht nach Veränderung, die sich so leicht beim Anfange einer neuen Regierung tausend Wülder phantastisch vorgaukelt, und ihre überspanntesten Forderungen und Hoffnungen auf den neuen Regenten überträgt. Was Wunder, wenn dann ein mit so unächten Farben übertünchtes Bild gar schnell den falschen Glanz verliert, und bei denen, die es in seiner wahren Gestalt nicht geachtet und

verehrt haben, wenig oder nichts mehr gilt! Und weil denn unsre Liebe und Treue von ächterer, bewährterer Art sein soll, so wollen wir das Bild des verklärten königlichen Greises getrost neben dem Bilde des manneskräftigen Jünglings in unsern Herzen bewahren, fest überzeugt, daß der Sohn, der verheißt hat, in Seines Vaters Wegen zu wandeln, sich darüber nur freut, wenn wir dieses Vaters in Ehrfurcht und Dank gedenken, und dem Sohne nichts Besseres zu wünschen wissen, als daß Sein Regiment gerecht und segensreich, wie das des königl. Vaters, sein möge. — Doch eben dieser Friedrich Wilhelm der Dritte hat in Seiner langen Regierung, so gleich Er sich auch in Landesväterlicher Gesinnung gegen Sein Volk und in unermüdeter Treue in Seinem hohen Königsberufe geblieben ist, einen schmerzlichen Wechsel der Meinungen bei gar Vielen erfahren, und ist bald emporgetragen worden von den Wogen eines gränzenlosen Enthusiasmus, bald von Undank und Neuerungssucht verkleinert und herabgesetzt, wie sich kaum ein anderes Beispiel finden möchte.

Alle Arten von Leidenschaft sind in Bewegung gewesen, das Urtheil über ihn zu verwirren, und noch jetzt, nachdem er Sein Haupt in Seiner Gruft vor länger als einem Jahre zur Ruhe gelegt hat, ist keineswegs die Zeit gekommen, in welcher der menschenfreundlichste und rechtschaffenste König seine volle Würdigung von den Zeitgenossen erhalten hat. — Der Erbe Seines Thrones scheint mit diesem Throne auch das Geschick Seines hohen Vaters überkommen zu haben, in der Meinung derjenigen, die sich den Beruf anmaßen, die Stimmung der Zeit nicht zu lenken, sondern zu despotisiren, einen sehr wechselnden Standpunkt einzunehmen; nur daß in unsrer dem Prinzip der Geschwindigkeit so vorzugsweise huldigenden Zeit der Wechsel mit größerer Schnelligkeit erfolgt, als in Zeiten, wo eine größere Stätigkeit der Verhältnisse erstrebt wurde. Eine solche betrübende Thatsache wird nicht durch schmeichelnde Verhüllungen verändert; im Gegentheil: die lügnerische Verläugnung des Standes der Dinge macht Verbesserung und Heilung des Uebels unmöglich. Darum ist es heilige Pflicht eines jeden treuen Unterthanen, eines jeden aufrichtigen Freundes des Vaterlandes, dem der Staat nicht bloß als ein Institut gilt, in welchem man Gehalt, Rang und Ordensband erwerben kann, darüber nachzuforschen, warum die öffentliche Meinung nicht mehr wie sonst, langsamer, aber desto richtiger und sicherer, sich ausbildet, und warum sie namentlich in den Verhältnissen des politischen Lebens nicht mehr die zarte Ehrfurcht früherer Zeiten bewahrt, sondern sich vorzugsweise zu einem dreisten Aburtheilen hinneigt.

Wir können diese Frage nicht beantworten, ohne noch tiefer in die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft, wie sie sich jetzt darstellt, einzugehen, ohne uns zu fragen, ob nicht ein Gleiches, wie im staatlichen Leben, auch im kirchlichen, im häuslichen und im gesellschaftlichen Umgangsleben vorhanden sei? Und wenn es nicht zu läugnen ist, daß auch da die Bande frommer Scheu mächtig gelockert erscheinen, so dürfte es wohl eine des Nachdenkens würdige Frage sein, was denn die gemeinschaftliche Quelle des Geistes des Absprechens und der Unfolgsamkeit sei, welchen wir in unsern Tagen in Staat und Kirche, in Schule und Haus in so gleichartigen Erscheinungen seine Wirksamkeit äußern sehen. Wohl ist es dem Redner unverborgen, daß er mit solcher Untersuchung nicht Beifall oder Dank bei denen einärnten wird, die im Systeme des Fortschrittes es so weit gebracht haben, daß Leben und Fortschreiten in ihrer Einbildung identisch sind, und die im Hochgefühl des Verdienstes: 1841 zu leben, nicht im Mindesten daran zweifeln, daß sie schon damit ein Großes vor den Menschen früherer Generationen voraus hätten; solchen wird es um so weniger gefallen, wenn wir uns für eine ganz andere Art der Geistesbewegung erklären, die zwar auch nicht still stehen oder rückwärts gehen will, die aber an der alten (freilich bei hervorstrebenden Geistern etwas obsoleten) Meinung fest hält, daß aller Fortschritt einer festen Basis bedürfe, auf welcher er sich bewege, und daß ein destruirendes Auf- und Umwühlen dieser Basis nur zu einem schmähligen Steckenbleiben führen könne und müsse. Wir werden auch keinen Dank bei denen verdienen, die die Weltverbesserung auf die sehr bequeme Weise betreiben, daß sie das Unvollkommene für vollkommen erklären, und die Menschheit auf ihren Gipfelpunkt gestellt zu haben glauben, wenn



sie das Vorhandene mit ihrer Zustimmung sanctionirt und präconisirt haben. — Darauf müssen wir freilich verzichten; aber vielleicht nicht darauf, bei denen, die sich das Gefühl für das Gebrechen gerade dieser Zeit nicht wegspeculirt und wegdisputirt haben, einigen Anklang zu finden. — Es ist ja eine Schulanstalt, in welcher wir diesen Tag feiern, und eine Schulanstalt ist eine Erziehungsanstalt — und die Aufgabe der Erziehung ist: nicht das Vorhandene untadlich zu finden, — sondern sorgfältig zu sichten, um das Gute und Brauchbare zu kräftigen und das Schädliche zu unterdrücken, so gut es nur immer geht. Und so verstaten Sie denn auch einem mit diesem Berufe Vertrauten, im Geiste seines Standes und Berufes an die Nothwendigkeit einer Erziehung des Menschengeschlechtes nicht durch immanente, sondern durch eine transcendente Kraft zu glauben, und die Frage zu beantworten: Was fehlt unserer heutigen Lebensanschauung, daß sie nicht Glück und Zufriedenheit in Kirche und Staat, in Schule und Haus verbreitet?

Zunächst wird es nöthig sein, daß wir dem Geiste der Zeit, wie er sich sowohl in den socialen Verhältnissen, als durch die lautesten Stimmführer kund thut, etwas näher characterisiren, wo es sich dann am besten ergeben wird, worin unsere Zeit Vorzüge besitzt (deren Vorhandensein kein Vernünftiger läugnen wird) und was ihr mangelt, womit wir es hier zunächst zu thun haben. Der Geist unserer Zeit characterisirt sich selbst am liebsten als einen Geist der Entfesselung, und wir wollen diese Benennung vorläufig gelten lassen, da in ihr viel Wahres liegt. Seine Tendenz ist also — wenn man auf die gegebenen Zustände blickt, offenbar eine negative, und daher wird der Werth seiner Bestrebungen immer nur sehr relativ bleiben. Entfesseln will der Geist der Zeit, wenn's möglich wäre, die unbelebte Masse vom Geseze der Trägheit; daher seine großartigen Bestrebungen und Erfindungen auf dem mechanischen Gebiete; daher die ungemessenen Aufopferungen, um mit Dampfkraft und Eisenbahnen die Entfernungen zu bewältigen und das Getrennte zu vereinigen. Entfesseln will der Geist der Zeit das häusliche Leben — daher die Erscheinung, daß die Mehrzahl der Eltern nur kümmerlich ihre Oberherrlichkeit im Hause zu behaupten vermögen, oder wohl gar ihren Kindern eine große Liebe zu beweisen meinen, wenn sie die Geistigenmündigen sprechen und handeln lassen, wie es ihnen selbst gut dünkt. Entfesseln will derselbe Geist das Schulleben; gute Ordnung und Zucht erscheint ihm als Pedantismus, und er meint die Wirkung, welche sonst von diesen Eigenschaften erwartet wurden, durch Honorirung der Aarten der jungen Weltbürger und Einweihung derselben in ein Selbstvergöttlichungssystem weit rascher und sicherer zu erlangen, — daher die Erscheinung, daß so oft über Mangel an kindlichen Sinn in der treibhausartig cultivirten Jugend nicht mit Unrecht geklagt wird. Entfesseln will der Zeitgeist das sociale Leben von den veralteten Ansichten, das dem gereisteren Geiste das Wort, dem reisenden aber das Zuhören gebühre, und so müssen es sich die Alten gefallen lassen, von den Jungen belehrt, und nebenbei als Leute von Oltmszeiten her verachtet zu werden; entfesseln will er die Wissenschaft von dem schwerfälligen Ballast der Gründlichkeit in so manchen Fächern, und hofft mit dem Fermente der Idee die Masse zauberartig umzubilden; entfesseln will er das politische Leben, und die Staaten, wenn er nur die alte Form bewältigen kann, in Langeweilevertreibungsanstalten verwandeln, deren wichtigste und tiefste Angelegenheiten der Feder jegliches um Brod verlegenen Journalisten, zur Verherrlichung des Höhepunktes des politischen Lebens, der Publicität preisgegeben werden; entfesseln will er endlich auch das religiöse Leben von dem, was ihm als altes Vorurtheil gilt, und dahin gehören für ihn nicht allein die positiven Lehren des Christenthumes, sondern Alles, was in der menschlichen Seele von gläubiger Ahnung einer höheren Welt wohnt. — Wohin wir also blicken, der Geist der Zeit will entfesseln. Hat er nun darin Recht oder nicht? Sollen wir uns seinen Bestrebungen anschließen oder ihm widerstehen? Das ist die ernste Frage, die keinem Denkenden gleichgültig bleiben kann. Unsere Antwort darauf wird schwerlich so ausfallen, wie sie einseitige Befangenheit verlangen möchte. Das Entfesseln an sich ist recht schön und gut, und jede freie Seele kann dazu nur willig und freudig die Hand bieten, wo es im Leben geübt und gefördert werden kann — aber —

und da kommt die Einschränkung, die so Vieles richten und verwerfen muß — aber nicht Alles ist Fessel, was eine Afteraufklärung dafür ansieht. Was wird aber die Basis der Erkenntniß sein, die darüber entscheiden soll, was von den Bestrebungen der Zeit löblich und zu fördern sei, und was mit aller Entschiedenheit und Festigkeit zu bestreiten? Gerade der Mangel einer solchen Basis ist ja das Gebrechen der Zeit, und darum die Aufgabe keine geringe und verächtliche. Möchten darum diese aus tiefer Ueberzeugung und aufrichtiger Bekümmerniß über so Manches, was nicht förderlich für des Lebens höchsten Zweck wirkt, gesprochenen Worte, die Allen zu Liebe und Keinem zu Leide geredet sind, eine freundliche und erwägende Aufnahme finden.

Meine verehrten Zuhörer werden es sich nun schon von selbst vorstellen können, daß von keiner neuen, sondern von einer sehr alten Basis die Rede sein soll, deren allmähliges Entschwinden die Tritte der Generation so unsicher und gefährlich macht, und deren Wiederherstellung, wer es mit Menschheit, Vaterland und sich selbst gutmeint, erstreben muß. Der Mangel der Zeit ist nämlich ein Mangel an Religion.

Dies oft ausgesprochene, aber auch oft mißverstandene und oft gemißbrauchte Wort denken wir an dieser der classischen Bildung gewidmeten Stätte gerade im altclassischen Sinne zu gebrauchen, in welchem es die aus der Verbindung des menschlichen Gemüthes mit der übersinnlichen Welt entstehende heilige Ehrfurcht und zarte Gewissenhaftigkeit bezeichnet, die sich dem menschlichen Herzen einprägen und der Leitstern seines Lebensganges sein soll. — Wohl ist's nicht zu läugnen und gehört unter die erfreulichen Zeichen der Zeit, daß religiöse Formen wieder eine Bedeutung im Gange der Welt-ereignisse gewonnen haben, daß gar viele ernste und tiefe Geister auch wissenschaftlich zu reconstruiren suchen, was eine leichtfertige Frivolität vergangener Zeiten niedergestürzt hatte, und daß sich das Wiedererwachen einer mehr religiösen Stimmung in mannigfaltigen wohlthätigen dem Geiste des Christenthumes entfließenden Bestrebungen kund thut. Aber wer daneben in Abrede stellen wollte, daß mit dem Guten auch des Schlimmen sehr viel auf diesem Gebiete wieder erstanden sei, dem müßten die gehässigen Zänkereien, das lieblose Verdammn und die bedenkliche Entfremdung der Gemüther bei den verschiedenen Glaubensgenossen und die fortwährenden Versuche das zu scheiden, was Gott durch eine Sprache, durch ein Vaterland, durch die theuere Erinnerung so vieler Jahrhunderte verbunden hat, unbekannt geblieben sein, an denen wir alle mehr oder weniger, in kleinerem oder größerem Maaße, bewußt oder unbewußt; aber sicherlich doch in irgend einem Maaße Theilnehmer und Mitschuldige sind. Daraus geht aber unwidersprechlich hervor, daß das wiedererwachte religiöse Interesse gar oft und viel seinen Sitz mehr im Verstande, als im Gemüthe, mehr im Kopfe als im Herzen aufgeschlagen habe, und daß es uns, bei vielem Eifer für oder wider diese oder jene kirchliche Form, dieses oder jenes Dogma, dennoch an tieferer Religion des Herzens mangle. Das ist nun freilich ein Mangel, welcher ursprünglich in dem alten Erbübel der Menschheit wurzelt; ein Mangel, an welchem jede Zeit und jedes Menschenherz gelitten hat und leiden wird; aber wir können es uns doch nicht bergen, daß er in unserer Zeit greller hervortritt, als früher. Aus diesem Mangel entspringt die Zerrissenheit des Familienlebens, die uns so oft betrübend entgegentritt, der Ungehorsam der Kinder gegen die Eltern und Lehrer, und die Gleichgültigkeit dieser für das wahre Wohl ihrer Pflegebefohlenen; daraus entspringt die Kälte zwischen den Gliedern der kirchlichen Gemeinschaft und ihren Vorsehern; daher die zunehmende Ungemüthlichkeit des politischen Lebens; daher die wachsende Noth und Verschwendung, welche die Grundfesten der menschlichen Gesellschaft immer mehr untergräbt.

Täuschen wir uns ja nicht, und meinen mit unsrer Klugheit im Stande zu sein, zu heilen, was schon so lange blutet — bemerken wir es wohl, daß was bei uns noch besser steht, als bei einem in immerwährenden fieberischen Zuckungen begriffenen Nachbarvolke, nur darum bei uns besser bestellt ist, weil sich das deutsche Gemüth der Religion noch nicht so weit entfremdet hat, als es dort bei der Mehrzahl der Tonangebenden der Fall ist. Es giebt nur ein Heilmittel für das unzufriedene und



widerwillige Herz, sowohl des einzelnen Menschen, als der Völker, und unser politischer Zustand wird um so vollkommener und freier sein, je mehr wir von jener traurigen Unzufriedenheit und Widerwilligkeit, die ihren Trost in immerwährender kindisch-trogiger Opposition sucht, befreit und entseßelt werden.

Wir kommen also auf dem natürlichsten Wege von der Welt auf dem religiösen Gebiete an, wenn wir die Frage nach einer Sicherstellung und Besserung unserer häuslichen, socialen und politischen Verhältnisse uns ernstlich vorlegen.

bleiben wir zunächst bei dem Hause stehen, als bei der Grundlage aller andern gesellschaftlichen Verhältnisse. Wo und wie kann es wohl im Hause besser stehen, als wo und wann das Gebot: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren,“ in die Herzen der Kinder eingeschrieben ist! Ach es ist wahrhaftig etwas Großes und Herrliches um ein solches Haus, wo die Eltern von ihren Kindern geehrt werden. Aber wie wenige mag es deren noch geben! Wie viele Kinder, groß und klein, lassen ihren Gehorsam gegen die Eltern lediglich von ihrer Uebereinstimmung mit den Befehlen derselben abhängen, und haben keine Ahnung davon, daß wir ihnen gehorchen sollen, weil uns Gott durch ihre Hand regieren will. Was erhebt denn die menschlichen Familienbände über die instinctmäßige Verbindung der Alten und Jungen in der Thierwelt? Es wäre doch traurig, wenn es einzig die aus der längern Dauer der menschlichen Hilfsbedürftigkeit entspringende längere Zeit sein sollte! Ja es ist unumstößlich wahr, daß, wo Gottes Geist nicht waltet, wo nicht religiöse Gemüthsstimmung die Eltern zu den Kindern, und wiederum die Kinder zu den Eltern zieht, — daß da die Eltern nicht ihre Pflicht: mit Liebe und Ernst zu gebieten, und die Kinder nicht ihre Pflicht: mit Treue und Folgsamkeit zu gehorchen, eingedenk sind, und daß nur da, wo der Geist des wahren Christenthums waltet, ein gesegnetes Familienleben Statt finden kann. Durch Verstandesüberzeugung werden die Familienbände nicht befestigt; sie halten da nur, so lange Noth oder Vortheil sie verstärken, und lösen sich bald in gemeinen Egoismus auf. Nur die Elternliebe kann eine ausdauernde und das wahre Wohl der Kinder berücksichtigende sein, die in den Kindern theure von Gott ihr anvertraute Pfänder erkennt, deren unsterbliche Seele eben so gut der Pflege bedarf, als der Leib — und wie manche Eltern mag es doch wohl geben, die an so etwas nur selten, vielleicht noch gar nicht gedacht haben! — Nur die Kindesliebe kann und wird dauern, die in den Eltern die Stellvertreter der göttlichen Autorität anerkennt; nur da wird ein williger Gehorsam vorhanden sein, und den Eltern kein widerstrebendes Warum? entgegenschallen. — Was vom Hause gilt, das gilt auch von der Schule; denn diese ist nichts als eine Ergänzung und Erweiterung des Elternhauses. Weil die Eltern, bei der Anforderung, die das gebildete, die das wissenschaftliche Leben an die Erziehung macht, nicht im Stande sind, dieser Anforderung alle selbst zu genügen, vertrauen sie uns ihre Kinder an. Geschieht das nun in dem eben angedeuteten Sinne, daß sie uns Lehrer als ihre Stellvertreter, als ihre Mitthelfer am Erziehungswerke der Kinder ansehen — dann ist ein freundliches und liebes Verhältniß zwischen Publikum und Lehrstand begründet, und es kann an einem gesegneten Zusammenwirken nicht fehlen. Ist aber das Verhältniß des eigenen Hauses kein auf den Geist des Christenthums basirtes — dann dürfen wir uns nicht wundern, wenn der Lehrer in den Augen solcher Leute als ein gedungener Stundenhalter angesehen wird, denen es obliege, die Kinder für eine gewisse Zeit zu hüten und zu allerhand Kenntnissen und Fertigkeiten abzurichten, und es ist nur zu natürlich, daß dem ohnehin mühevollen Verufe noch die schwere Zugabe der Geringschätzung und der Schmerz gleichgültiger Undankbarkeit aufgehaßt wird. — Aber auch von Seiten des Lehrstandes muß die Berufsarbeit im Geiste des Christenthums gewürdigt und geübt werden, wenn es gut um die Schulen stehen soll. Die Schüler müssen bei ihren Lehrern Liebe und Treue, wie bei ihren Eltern finden; die Lehrer müssen in der Uebertragung eines Theiles der Elternrechte auch eine Aufforderung zur Uebernahme der Elternpflicht finden, und da die rechte Liebe nicht markt und geizt, sondern im Geben und Mittheilen nur neue Kraft und lebendigeres Wachsthum findet, so muß das Band, welches da geknüpft wird, für immer geknüpft sein. Vor Allem muß aber uns

Lehrern unser Beruf im Geiste des Christenthums als eine heilige Aufforderung erscheinen, unsre Schüler in Zucht und Ermahnung zum Herrn zu erziehen. Was sie von uns in Kunst und Wissenschaft lernen — so viel es auch Werth für diese Welt hat — es hat keinen Werth für ihr besseres Theil, wenn sie nicht zugleich durch Lehre und Beispiel für das wahre Leben der Seele, für kindliche christliche Frömmigkeit und Berufstreue gewonnen und gebildet werden. — Soll das aber gut und leicht gelingen, so muß der Geist des christlichen Hauses auch von den Schülern mit in die Schule gebracht werden; auch sie müssen ihre Lehrer ehren.

Es ist kein lächerlicher Ehrgeiz, wenn wir das von euch fordern, liebe Schüler, und der Schmerz, das Gegentheil zu finden, ist kein Schmerz persönlicher Beleidigung. Wir können uns, Gottlob, der rohen Ausbrüche der Unehreerbietigkeit von eurer Seite noch recht gut erwehren — aber damit ist euch nicht geholfen. Ihr könnt nur dann von uns etwas Rechtes und Tüchtiges lernen, wenn ihr uns mit kindlichem Herzen ehrt und liebt, und wo das nicht der Fall ist, wird eure Bildung ein erbärmliches Stückwerk bleiben, das nicht einmal in wissenschaftlicher Hinsicht etwas taugen wird. Habt ihr eine religiöse Gemüthsstimmung, erkennt auch ihr es als Gottes Gebot an: euren Lehrern gehorsam zu sein, dann ist euer Gehorsam ein menschlicher und freier; muß er euch aber durch Drohung und Strafe abgezwungen werden, dann überlegt einmal, ob wohl ein großer Unterschied zwischen einem solchen widerspenstigen Knaben und einem abzurichtenden Thiere, bei welchem Scheltwort und Peitsche auch gar Manches ausrichten, Statt findet! Gewiß — wir mögen die Sache betrachten, wie wir wollen — wir werden die Wahrheit bestätigt finden, daß nur ein frommes Gemüth, sowohl im Hause, als in der Schule zu erspriesslichem Gedeihen führen kann. — Dasselbe gilt vom gesellschaftlichen Verkehr der Menschen unter einander. Die Umgangsverhältnisse der Menschen scheinen freilich auf den ersten Anblick der religiösen Gemüthsstimmung nicht zu bedürfen, weil es bei ihnen auf Erheiterung, auf Freude abgesehen ist — und dazu scheint den Meisten eine religiöse Stimmung eher hinderlich, als förderlich. Aber wenn wir fragen, ob die Erheiterung, welche man beabsichtigt, auch gefunden wird — dann wird sich freilich das Gegentheil nur zu deutlich zeigen. Der Luxus, welcher das Glück und den Frieden der Familien untergräbt, der Ehrgeiz, welcher antreibt auch mit letzter Anspannung der Kräfte nicht dahinter zu bleiben in Aufwand und Prunk, die Medisance, welche zur Belebung gelangweilter Lustpartieen fast unentbehrlich scheint — und noch so vieles Andre, was besser verschwiegen als genannt wird, sind deutliche Beweise, daß auch dem gesellschaftlichen Leben nur durch den Sinn der Genügsamkeit, Nüchternheit, Bescheidenheit und Aufrichtigkeit geholfen werden kann, der aus einer ächten Frömmigkeit fließt. —

Doch die Feier des heutigen Tages mahnt uns lebhaft daran, vor Allem zu erwägen, in wie fern dem Staatsleben aufgeholfen werden kann, und zu untersuchen, ob auch da unser Heilmittel sich als ein wirksames zeige. An Stimmen der Unzufriedenheit fehlt es durchaus nicht, und sobald man erkannte, daß ein selbstherrlicher Wille das neue Regiment durchdringen würde, ist offenbar und heimlich genug gearbeitet und gesprochen worden, um des Reiches Wohlfahrt auf eine papierne Grundlage zu bauen. Ohne uns jedoch auf Erörterungen einzulassen, die hier nicht an ihrer Stelle sein würden, müssen wir gestehen, daß wir das Heil der Völker nicht in den politischen Formen, sondern im Geiste und Herzen der Regenten und Völker suchen. Die Geschichte giebt unparteiisches Zeugniß davon, daß bei scheinbarer Freiheit der empfindsle Druck gewaltet hat, und daß selbst Englands ausgestaunte Verfassung einem Tyrannen, wie Heinrich VIII., wenig oder keine Hindernisse zu seinen blutigen Gewaltthaten entgegenstellte; eben diese Geschichte zeigt uns im Norden die kühnen und freiheitsliebenden Dänen und Schweden, wie sie im 17. Jahrhunderte nur in unumschränkter Königsherrschaft einen Damm gegen aristokratischen Druck und Willkürherrschaft suchen und finden. So wenig wir nun den Werth constitutioneller Formen für manche Länder und Verhältnisse in Abrede stellen wollen, so müssen wir doch kühn behaupten, daß der Geist des Christenthums eine weit bessere Norm der Staatsverwaltung



ist, als irgend ein menschlicher Vertrag, und daß es deshalb auch für den Staat, für das gesammte Vaterland nichts heilsameres geben kann, als eine aufrichtige christliche Gesinnung bei Fürst und Volk. Ein wahrhaft christlicher Fürst weiß es, daß seine Krone ein Geschenk des höchsten Herrschers, Gottes des Allmächtigen, ist, und daß er sie nicht zur Befriedigung seiner Einfälle und Launen, sondern zum Wohle seines Volkes tragen soll, wie denn auch unser geliebter König in den Feststunden des vorigen Jahres so laut und feierlich anerkannt hat. Ein christlicher Fürst bewahrt das Gefühl, daß auch er ein schwaches Menschenkind ist, das durch Gottes freie und unverdiente Gnade so hoch über seine Mitmenschen erhoben worden ist, in demüthigem Herzen, und bleibt auch auf dem Throne jedem schönen menschlichen Gefühle offen. — Wo der Geist des Christenthums waltet, da fehlt es den Herrschern nicht an treuen Råthen und Beamten, denen die Erfüllung ihrer Pflicht höher als alle Menschengunst steht, die also dem Volke sicherere Bürgschaft seiner Wohlfahrt und Freiheit geben, als Männer, die von der Laune beweglicher Versammlungen abhängig, oft das Schimmernde thun müssen, wie schlimm es auch sein mag, wenn das Rechte und Gute eben nicht populär ist. Unter der Herrschaft christlicher Grundsätze braucht man kein Ancona zu besetzen und keine halbe West mit unsäglich theuern Rüstungen in Schrecken zu jagen versuchen — da ist Gouvernement und Volk durch gerechte Maaßregeln in Einklang zu erhalten, denn in dem Herzen des Volkes steht es fest: daß die Obrigkeit von Gott verordnet ist, daß Jedermann ihr unterthan sein soll, um des Gewissens willen, und nicht weil Bajonette und Kartätschen den Gehorsam erzwingen möchten, und der König gilt als der Gesalbte des Herrn, als das mit den Gliedern innig verbundene Volkshaupt, als der Vater des Landes, als ein Herrscher von Gottes Gnaden unendlich mehr in den Augen des Volkes, als wo er nur als eine vorläufige Nothwendigkeit angesehen wird, und den Ursprung seiner Macht nur von Barrikaden und Pflastersteinen datiren kann. Oder wird es nicht in unsern Tagen einer der verständigsten Regenten Europa's gewahr, wie unsicher und fortwährenden Schwankungen preisgegeben ein Thron sei, den das Volk nicht als einen von Gott gegebenen ansieht? Und mögen sie ihr Heil in Wahlreformen, Nationalgarden, Triumph des revolutionären Prinzips, oder worin es immer sein möge, suchen: sie finden es wahrlich nicht eher, als bis der Geist wahrer Frömmigkeit die aufgeregten Gemüther beruhigt — bis das Wort des Herrn den Sturm und das Meer der Revolution ganz still gemacht hat!

Aber, höre ich im Geiste Manchen einwerfen: das ist ja das alte Spiel, daß die Religion der Kappzaum für die Völker sein soll, um ihnen die natürlichen Rechte der Menschheit zu nehmen, die alte Alliance zwischen Despotendruck und Pfaffentrug! Solche Sprache verdient eigentlich gar keine Antwort, wenn und wo sie auftaucht, sobald wir den Geist des Christenthums als Grundgesetz des Staatslebens proklamirt haben; denn dieser Geist leidet weder Despoten, noch Pfaffen; sondern er bringt nur gerechte Herrscher und demüthige und fromme Diener der Kirche hervor, und er ist so weit von Servilität und Verfinsterungssucht entfernt, daß er es laut bekennt, daß man Gott mehr als den Menschen geborchen soll, und laut für alle Glieder des Volkes, nicht bloß für die Inhaber großen Gutes und Träger feinerer Rådke, Bildung und Unterricht und Erleuchtung durch das Licht des göttlichen Wortes verlangt. Auch steht die Geschichte als unbestechlicher Zeuge da, um zu erhärten, daß wo der Geist des Christenthums in irgend einem Maaße gewaltet hat, Freiheit der Gewissen und der Rede gegolten, und Wohlfahrt und Glück gewohnt haben, während da, wo sich die Gottlosigkeit moderner Theorien an's Staatsruder schwang, politische und atheistische Intoleranz die Guillotine handhabte, und den Volkswohlstand durch erzwungene Papierkurse oder willkürliche Preisbestimmungen bis in seinen innern Tiefen vernichtete.

Doch wir werden durch die Zeit gemahnt, der weitem Ausführung des Grundgedankens zu entsagen, und begnügen uns als die Summa des Gesagten noch einmal es auszusprechen: daß nur dann im

Staate, wie in der Kirche, in der Schule, wie im Hause und in allen übrigen gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen es besser werden kann, wenn wir alle vom Geiste ächter christlicher Frömmigkeit durchdrungen sind. Liegt uns also das Wohl des geliebten Vaterlandes deutscher Nation, liegt uns die Ehre und Macht unseres Preussischen Staates wirklich am Herzen, wollen wir ein wahrhaft gebildetes und freies glückliches Volk sein — und das sind doch Wünsche und Hoffnungen, die unsres Königs Geburtstag besonders lebhaft zum Bewußtsein ruft — dann müssen wir es nicht in Geschrei und Lärm, nicht im Tadeln und Meistern des Vorhandenen — sondern jeder zunächst in sich selbst suchen.

Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit! das bezeugt das Evangelium laut, und somit ist es unsere Aufgabe, uns von der Knechtschaft des Egoismus, der in der Gottlosigkeit wurzelt, frei zu machen, dadurch, daß wir unsere Herzen den Eindrücken des göttlichen Wortes immer mehr und mehr öffnen, und das Christenthum nicht zum todten Formelwesen, sondern zu Kraft und Leben in uns werden lassen. Unser geliebter König, dessen hohe geistige Bildung von Keinem bestritten wird, sucht und findet nur in den Strahlen des Lichtes Christi Freude und Muth zu seinem hohen Herrscheramte — suchen wir denn eben da Gehorsam, Treue und Pflichtgefühl, und wir werden nicht nur ein glückliches, sondern auch ein zufriedenes Volk sein. In diesem Geiste lassen Sie uns, Eltern und Lehrer, gemeinschaftlich die uns von Gott anvertraute Jugend zu bilden und zu erziehen suchen, damit sie eine glückliche sei, der die schöne Jugendzeit nicht durch Unzufriedenheit, Unkindlichkeit und Widerspenstigkeit verbittert werde, und zu einem glücklichen Mannesalter heranreife, das nicht von Groll und Unmuth innerlich verzehrt werde! Die Aufgabe ist schwer; denn es ist eine Aufgabe, die nur auf dem Wege demüthiger Selbstverleugnung zu lösen ist — sie ist doppelt schwer, weil sie nur von dem gläubigen Gemüthe begriffen werden kann, und der Glaube nicht Jedermanns Ding ist, wie der Apostel sagt. Aber sollen wir zweifeln, daß der Gott, der unserm Volke die Gnade erwiesen hat, daß auf einen christlich frommen König ein Sohn von gleichem Sinne gefolgt ist, nicht auch den Geist, der des Volkes Haupt belebt und regiert, in den Gliedern desselben immer mehr Raum gewinnen lassen werde? Das sei ferne! Schreiten wir vielmehr muthig voran auf dieser einzig richtigen Bahn des Fortschritts, und hegen wir die frohe Ueberzeugung, daß je besser wir selbst werden — desto besser auch unsre politischen Zustände sein werden, weil nicht der Buchstabe, sondern der Geist der Freiheit belebend und beglückend wirkt, und dieser keine schmählidere Knechtschaft, als die der Gottlosigkeit und des Egoismus kennt. — Gott aber, von dem aller Segen kommt, walte segnend über dem theuern Haupte des Königs, und verleihe Ihm ein langes und glückliches Regiment; Er gebe Ihm die Freude und uns das Glück, daß unser ganzes Volk in wahrer Frömmigkeit und Bildung, den Grundpfeilern der wahren Freiheit und Gesetzmäßigkeit, immer mehr erstarke. Gottes Geist erleuchte den geliebten Herrscher zu seinem hohen Berufe und Gottes Friede stärke und tröste Ihn, wenn Verkennung und Undank sein menschenfreundliches Herz betrüben. — Und so lassen Sie uns diese Feier mit den Worten schließen, die jedes treue Preußenberg gewiß im Innersten mit empfindet: Gott segne, Gott erhalte unsern geliebten König Friedrich Wilhelm den Vierten!